

Fremdlinge : Flüchtlinge und Vertriebene in Säckingen nach dem Zweiten Weltkrieg

Autor(en): **Klein, Eveline**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Vom Jura zum Schwarzwald : Blätter für Heimatkunde und Heimatschutz**

Band (Jahr): **92 (2018)**

PDF erstellt am: **09.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-882457>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Fremdlinge – Flüchtlinge und Vertriebene in Säckingen nach dem Zweiten Weltkrieg

Eveline Klein

Nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs wurden Säckingen zahlreiche Flüchtlinge und Heimatvertriebene zugewiesen. Deren Unterbringung, Verpflegung, Beschäftigung und Integration stellte für die Kleinstadt in den kommenden Jahren eine grosse Herausforderung dar.

Kriegsende

Am 25. April 1945 erreichten französische Truppen die Stadt Säckingen. Drei sogenannte «Parlamentäre» waren ihnen mit einer grossen weissen Fahne entgegengefahren, um zu versichern, dass die Stadt keinen Widerstand leisten würde. Seit Tagen hatten Bürgermeister August Kuner, Volkssturmführer Dr. Theodor Benecke und einige Gleichgesinnte die kampflose Übergabe der Stadt vorbereitet. So stand der Besetzung Säckingens durch die Franzosen nichts entgegen, und für die Bevölkerung begann das «Leben nach ordre». In den ersten Tagen stützte sich die Besatzung noch auf die örtlichen Amtsinhaber, um die Verwaltung und Versorgung der Stadt mit ihren etwa 6500 Einwohnern weiterhin zu ge-

währleisten. Erst am 1. Mai wurden der Bürgermeister und Dr. Benecke ins Säckinger Gefängnis gebracht. Obgleich man Kuner versicherte, dass weder ihm noch seiner Familie etwas passieren würde, nahm er sich am darauffolgenden Tag im Gefängnis das Leben. Dabei rechneten ihm sowohl die Franzosen als auch die Bevölkerung hoch an, dass er Säckingen zur offenen Stadt erklärt hatte, und mehrere Zeugenaussagen bescheinigten Kuner, dass er kein fanatischer Nazi gewesen sei. Im Entnazifizierungsverfahren galt er als Minderbelasteter.¹

Als neuer Bürgermeister wurde am 1. Mai 1945 der Rechtsanwalt Anton Wernet eingesetzt. Wernet, 1895 geboren, war in der katholischen Zentrumsparterie aktiv gewesen und engagierte sich nach dem Krieg für den Aufbau der CDU. Zum Bürgermeisterstellvertreter wurde Bankdirektor Wilhelm Krastel ernannt, dazu kamen noch vier Männer als «Ratsherren». *Eine vorherige Befragung der Genannten, ob sie die Ämter zu übernehmen bereit seien, hatte von keiner Seite stattgefunden.* Die gegebenen *Verhältnisse* liessen es allerdings auch nicht zu, die Amtseinssetzung abzulehnen.²

Ihr Stadtparlament selber wählen durften die Bürgerinnen und Bürger erst im September 1946. Bei den Wahlen erhielt die Badisch-Christlich-Soziale Volkspartei (CDU) sechs Sitze, die Sozialistische Partei (SPD) drei, die Demokratische Partei (FDP) einen. Diesem Gemeinderat oblag es nun, einen neuen Bürgermeister zu wählen. Anton Wernet hatte das schwierige Amt an der Schnittstelle zwischen Besatzungsmacht und Bevölkerung schon mehrfach aufgeben wollen. Sein Nachfolger wurde jetzt der Historiker und Ratsschreiber Dr. Fridolin Jehle.³

Hungerjahre

Zu den wichtigsten Aufgaben eines Bürgermeisters in der Nachkriegszeit gehörte die Beschaffung von Nahrungsmitteln, denn die Bevölkerung hungerte – nicht nur in den Grossstädten, sondern auch in ländlich geprägten Landkreisen und Kleinstädten wie Säckingen. Zu Beginn der Besatzung war es häufiger zu Plünderungen gekommen, denn die französischen Soldaten wussten frische Nahrungsmittel zur Aufbesserung ihres Speiseplanes durchaus zu schätzen und nahmen besonders gerne Hühner und Kaninchen mit. Später wurden diese «wilden Requisitionen» durch legale ersetzt, wofür es Bescheinigungen und Entschädigungen gab. Doch die Beschlagnahmungen und Abgabepflichten verschärften den ohnehin bestehenden Mangel an Nahrungsmitteln noch zusätzlich.⁴

Im Gegensatz zu den Besatzungstruppen in anderen Zonen ernährten sich die Franzosen aus dem von ihnen besetzten Gebiet, was sich zwangsläufig auf die Versorgung der Bevölkerung auswirkte. Hier empfand man es als ganz besonders empörend, dass ein grosser Teil der abgegebenen Lebensmittel nicht in der Zone verblieb, sondern nach Frankreich exportiert wurde. Viele sahen das als Bestrafungsaktion und hatten das Gefühl, die französische Zone solle ausgehungert werden. Dabei betraf die Ernährungskrise nicht nur Deutschland, sondern viele Länder weltweit, und auch in Frankreich hungerten die Menschen. Für viele Zeitzeugen blieb die Besatzungszeit aber untrennbar mit dem Begriff «Hunger» verbunden. Und tatsächlich hatte die Ernährungskrise erst nach dem Krieg, also unter den Franzosen eingesetzt. Die Gründe hierfür waren vielfältig. Während die Nationalsozialisten alles darangesetzt hatten, den Kampfeswillen der Bevölkerung nicht etwa durch eine Versorgungskrise zu untergraben, funktionierte das bisherige Beschaffungssystem nach Kriegsende nicht mehr. Durch Kriegseinwirkungen war die landwirtschaftliche Nutzfläche allgemein stark zurückgegangen, die Transportverbindungen zu den ehemaligen Lieferanten waren unterbrochen, es gab keine Lieferungen aus den Ostgebieten mehr, die Zwangsarbeiter und Kriegsgefangenen standen nicht mehr zur Verfügung, während gleichzeitig viele Deutsche noch nicht aus dem Krieg zurückgekehrt waren; es fehlte an Saatgut, Düngemitteln, Zugtieren und Transportmöglichkeiten.

Abb. 1

Blick vom Münsterplatz
in die Steinbrückstrasse
um 1950.



Zu Beginn der 1950er Jahre konnten die letzten Rationierungen aufgehoben werden.

*Frisch rationiert, ist halb gehungert, konnte man im März 1947 in Säckingen im Südkurier lesen. Oder auch: Wer die Kalorie nicht ehrt, ist des Schnitzels nicht wert.*⁵ Selbst die Kartoffeln, die damals zum Hauptnahrungsmittel wurden, waren so knapp, dass manche Familie wochenlang kaum etwas zu essen hatte. Die Vertreter der Säckinger Parteien und Gewerkschaften warnten die Militärregierung davor, dass es aufgrund der verzweifelten Lage

der Bevölkerung zu *Unruhen, Hungerstreiks und Plünderungen* kommen könnte.⁶ Während Säuglinge mit Reis, Haferflocken und Milchkonserven aus der Schweiz versorgt werden konnten, wurden unter den Säckinger Kleinkindern zahlreiche Schädigungen durch Unterernährung festgestellt: Rachitis, Kropfanlagen, Maden- und Spulwurmbefall, Diphtherie und Tuberkulose. Der Gesundheitszustand eines Drittels der Säckinger Schüler war schlecht.⁷ Freudig begrüßte Lebensmittelspenden aus der Schweiz, Schülerspeisungen und Suppenküchen halfen mit, die schlimmste Not zu lindern, aber erst zu Beginn der 1950er Jahre konnten die letzten Rationierungen aufgehoben werden.

Versorgungskrise

So wie im Bereich der Landwirtschaft machten sich auch in der Produktion von Konsumgütern die Auswirkungen des Krieges deutlich bemerkbar: Zerstörte Industriebetriebe, Produktionsbeschränkungen, Demontagen, Energie- und Rohstoffmangel, unterbrochene Verkehrswege, Handelsbarrieren, fehlende Arbeitskräfte und kaum Transportmöglichkeiten führten zu einer deutlichen Verknappung auch von ganz alltäglichen Konsumgütern. Und auch hier stand der Mangelsituation die Abgabepflicht an die Franzosen gegenüber. Schon bald nach dem Einmarsch mussten sämtliche Fahrräder, Ferngläser und Fotoapparate abgeliefert werden. Für die Einrichtung der Wohnungen und Ämter der französischen Besatzung waren Möbel, Hausrat und ganze Büroausstattungen bis hin zum Bleistiftspitzer zu beschaffen. Aber auch Fahrzeuge, Wolldecken und Kleidungsstücke aller Art mussten abgegeben werden.

Zunächst bediente sich die Militärregierung des Bürgermeisters, der Stadtverwaltung und der Polizei, um die Beschlagnahmungen durchführen zu lassen, im August 1945 wurde dann ein Requisitionsamt beim Landrat eingerichtet. Die Entschädigung für die requirierten Güter erfolgte über die Gemeindekasse, wobei diese Aufwendungen grösstenteils wieder durch das Requisitionsamt ersetzt wurden.⁸

Zu den am dringendsten benötigten Gütern gehörten Schuhe, Glühbirnen und Reifen aller Art. Ende 1947 lagen 1086 Anträge auf Schuhe vor, aber es waren nur 154 Paar verfügbar, und den 1400 beantragten Glühbirnen standen nur 120 Stück gegenüber. Und selbst wenn eine Zuteilung kam, hielt sie nicht immer das, was sie versprach. So bekam die Stadt Säckingen zwar im August 1947 17 Motorradreifen und einen Autoreifen zugewiesen, doch musste festgestellt werden, dass *dieselben völlig unbrauchbar sind*.⁹

In vielen Fällen schien es erfolgversprechender, anstatt durch Geldzahlungen mit Hilfe von Kompensations- und Tauschgeschäften an die begehrten Güter zu kommen, und sowohl die Stadtverwaltung als auch Privatpersonen nutzten diese Möglichkeiten. Als eine Spinnerei und Weberei in Lörrach vierzig Festmeter Fichtenrundholz aus dem Säckinger Stadtwald benötigte, bot sie dafür verschiedene Schürzen, Kittel, Arbeitsanzüge, Hemdenstoff und Bettlaken an. Andererseits versuchte das Bürgermeisteramt Arbeitsschuhe bei einer bayerischen Schuhfabrik zu bestellen, wobei die Vergütung in Form von Nähseide der Firma Gütermann erfolgen sollte.¹⁰ Wie relativ der Wert von Luxusgütern in diesen Krisenzeiten war, zeigen die Tauschanzeigen in den zeitgenössischen Mitteilungsblättern, wo beispielsweise *Goldene lange Ohrgehänge gegen Kinderschuhe* zum Tausch angeboten wurden, oder ein neuwertiger, fahrbarer Staubsauger der Marke «Mercedes» gegen einen Knabenanzug und Mädchenschuhe.¹¹

**Schuhe,
Glühbirnen
und Reifen
aller Art
gehörten zu
den am
dringendsten
benötigten
Gütern.**

Wohnungsnot

In Säckingen waren nach dem Krieg etwa 300 Besatzungssoldaten untergebracht, dazu kamen die Franzosen, die bei der Militärregierung oder anderen Dienststellen und der Gendarmerie arbeiteten sowie deren Angehörige.¹² Während die Truppen vor allem in Schulen, im Vereinshaus, in Hotels und Gasthäusern Unterkunft fanden, mussten für die Offiziere, die Verwaltungsangestellten und die Gendarmen Privatwohnungen beschafft werden. Im Oktober 1946 waren 42 Wohnungen und vier Einzelzimmer für Franzosen beschlagnahmt, was etwa 3 Prozent der in Säckingen vorhandenen Wohnungen entsprach. Auf Anordnung des Gouvernement Militaire wurde darauf geachtet, vor allem Wohnungen von Nationalsozialisten zu beschlagnahmen, wenn möglich von Familien ohne Kinder.¹³

Doch nicht nur die Franzosen belegten Wohnraum in Säckingen. Im Oktober 1945

hielten sich zusätzlich noch über 550 Evakuierte, die bereits während des Krieges in die Stadt gekommen waren, hier auf. Zum grossen Teil handelte es sich um Arbeitskräfte der Firmen «Maschinenfabrik Danger» aus Hamburg, «Vita Zahnfabrik» aus Essen, «Chemische Werke Albert» aus Wiesbaden und «Elementa» aus Berlin. Diese Unternehmen waren 1943 aus bombengefährdeten Gebieten in das vermeintlich sichere Säckingen verlegt worden und hatten Arbeiter und Angestellte mitgebracht. Schon damals hatten in Säckingen zur Unterbringung 105 Wohnungen gefehlt¹⁴, und die Situation verschärfte sich nun nach dem Krieg zusätzlich.

Eine gross angelegte Rückführungsaktion sollte im Frühjahr 1946 für Entlastung sorgen und die Evakuierten in ihre eigentlichen Heimatzen zurückbringen. Tatsächlich war es aber nur ein geringer Anteil der Evakuierten, der auf diese Weise nach Hause gebracht wurde, denn die meisten durften aus beruflichen Gründen oder aufgrund familiärer Bindungen in Säckingen bleiben. Andere erschienen gar nicht erst zum geplanten Abreisetermin. Im Juli 1947 befanden sich immer noch 374 Evakuierte in Säckingen.¹⁵

Abb. 2

Not macht erfinderisch.

Die Firma Jauch Biberach ermöglicht Ende Februar eine nochmalige Lieferung von Streichkäse wie im Monat September. Menge etwa 3000 Pfund gegen 50 Flaschen Kognac. Die Lieferung des Kognac erfolgt durch die Firma Erich Mutter jr. Säckingen. Zusage liegt vor. Die Firma Mutter erhält einen Freigabebeschein für Eichenholz als Gegenleistung.

Flüchtlingsströme

In einer Situation, die geprägt war von Hunger, Wohnungsnot und Versorgungsengpässen, beobachtete man auch in Säckingen die Züge der Flüchtlinge und Vertriebenen nach Westen mit grosser Sorge. Etwa zwölf Millionen Deutsche waren gezwungen, ihre Siedlungsgebiete im Osten des Reiches und in den osteuropäischen Ländern zu verlassen. Die Vertreibungen fanden häufig mit grosser Brutalität und unter sehr schwierigen Bedingungen statt, ohne ausreichende Nahrung, Kleidung und medizinische Versorgung. Schätzungen zufolge starben etwa zwei Millionen Deutsche an den unmittelbaren Folgen der Flucht oder Vertreibung.

Angesichts der Lage bereitete sich der Landkreis Säckingen auf die Aufnahme einer grossen Anzahl von «Ostflüchtlingen» vor, und Landrat Dr. Wintermantel forderte die Gemeinden des Kreises auf, alle vorhandenen Unterbringungsmöglichkeiten zu melden. Jeder überdachte und heizbare Raum käme hierfür in Frage, sowie sämtliche noch nicht voll belegten Wohnungen.¹⁶ Tatsächlich blieb der grosse Ansturm aber zunächst aus, und die Zahl der nach Säckingen Zuziehenden oder Zugewiesenen blieb bis Anfang 1947 weit hinter den Erwartungen zurück. Dabei wurde

jeder Zuzug überprüft und nur unter bestimmten Voraussetzungen genehmigt. Wer als unerlaubt zugezogen bewertet wurde, musste damit rechnen, dass er keine Lebensmittelkarten erhielt und zur Rückführung in ein Landesdurchgangslager überstellt wurde.¹⁷

Dass die französische Zone, und damit auch Säckingen, weniger stark von Zuzügen betroffen war, lag daran, dass Frankreich sich weigerte, Flüchtlinge und Vertriebene in grösserem Umfang in seine Zone aufzunehmen. Frankreich hatte nicht an der Konferenz von Potsdam teilgenommen und fühlte sich insofern auch nicht an die dortigen Beschlüsse gebunden. Ein starkes Anwachsen der deutschen Bevölkerung so nah an der französischen Grenze konnte ohnehin nicht im Sinne Frankreichs sein, und es bestand wenig Interesse, noch mehr Menschen in die ohnehin stark unter den Kriegsfolgen leidende Zone zu bringen. Als der Alliierte Kontrollrat im November 1945 einen Verteilerschlüssel aushandelte, wurde für die französische Zone die Aufnahme von lediglich 2,3 Prozent der Flüchtlinge und Vertriebenen festgelegt. Für Südbaden hätte das einer Zahl von 75 000 Personen entsprochen, doch selbst dieses Kontingent wurde nicht erreicht. Im Oktober 1946 hatte Südbaden erst 19 900 Flüchtlinge und Vertriebene aufgenommen.¹⁸ Angesichts der anhaltenden Flüchtlingsströme und auf Druck der anderen Besatzungsmächte erklärte sich 1946 auch Frankreich bereit, eine gewisse Anzahl von «Dänemarkflüchtlingen» in die französische Besatzungszone aufzunehmen. Den Landkreisen und Gemeinden wurde ein be-

Es kommen Flüchtlinge!

Abb. 3

Im März 1947 kündigte das Landratsamt Säckingen die Ankunft von zahlreichen Flüchtlingen an.

«Flüchtlinge wollen genau wie wir alle leben, arbeiten und vorwärtskommen. Flüchtlinge sind auch Menschen!»

stimmtes «Flüchtlingssoll» vorgegeben. Demnach hatte die Stadt Säckingen 1116 Flüchtlinge und Vertriebene aufzunehmen.¹⁹ Dieses Soll wurde allerdings im Laufe der Jahre immer wieder der jeweiligen Situation angepasst.

Dass die Aufgabe nicht einfach werden würde und *wesenhafte, menschliche, religiöse, gesellschaftliche, soziale, wirtschaftliche und politische* Folgen nach sich ziehen würde, war den Verantwortlichen im Landkreis Säckingen klar. Unter der Überschrift *Es kommen Flüchtlinge!* bereitete man die Bürgermeisterämter der einzelnen Gemeinden auf die Ankunft von Flüchtlingen und Heimatvertriebenen vor:

*Flüchtlinge wollen genau wie wir alle leben, arbeiten und vorwärtskommen. Sie haben ein Recht darauf, anständig behandelt zu werden, gleichberechtigte Mitbürger zu sein und ihren Platz im Wirtschaftsleben zu erhalten. Es muss nicht nur ein dienstliches, sondern ein besonderes menschliches Verstehen aller mit Flüchtlingsfragen befassten Stellen sein, eine Atmosphäre des Entgegenkommens, des Verständnisses, der Hilfsbereitschaft und des guten Willens zu schaffen. Flüchtlinge sind auch Menschen!*²⁰

Dänemarkflüchtlinge

Der erste grössere organisierte Transport von Flüchtlingen kam im Februar 1947 in Säckingen an. Bei diesen sogenannten «Dänemarkflüchtlingen» handelte es sich um Deutsche, die vor Kriegsende, um der heranrückenden Sowjetarmee zu entkommen, in das von Deutschland besetzte Dänemark geflüchtet waren. Die meisten stammten aus Pommern, Danzig, West- und Ostpreussen. Bei Kriegsende brach die deutsche Flüchtlingsfürsorge in Dänemark zusammen, und da die Besatzungsmächte einer Rückführung nach Deutschland zunächst nicht zustimmten, sahen sich die Dänen vor die schwierige Aufgabe gestellt, etwa 250 000 Deutsche irgendwo unterzubringen, sie zu ernähren und medizinisch zu versorgen. So entstanden in Dänemark über 450 Lager – das grösste in Oksebøl, wo etwa 35 000 Deutsche interniert wurden. Die Versorgung in den Lagern war meist schlecht, besonders die Kindersterblichkeit sehr hoch. Die Lager wurden von den Deutschen selbst verwaltet. Sie organisierten Kinderbetreuung, Schulunterricht, Beschäftigungsprogramme und kulturelle Veranstaltungen, um die negativen Folgen des jahrelangen Lagerlebens in den Griff zu bekommen. Integration oder auch nur Kontakt zur dänischen Bevölkerung war von Seiten Dänemarks weder erwünscht noch erlaubt.



Als ab November 1946 die ersten Dänemarkflüchtlinge zurück nach Deutschland gebracht wurden, war das für die jüngeren Kinder eine Reise in eine ganz neue Welt: Sie konnten sich nur an die Zeit im Lager erinnern, kannten nur die Dinge, die sie dort gesehen hatten: Berge, Flüsse, richtige Häuser, viele Haus- und Nutztiere waren ihnen völlig unbekannt.²¹ Die ersten, die im Februar 1947 in Säckingen eintrafen, waren sechs Frauen, acht Kinder und zwei ältere, alleinstehende Männer. Alle stammten ursprünglich aus Ostpreussen und sollten nun im Landkreis Säckingen eine neue Heimat finden. Am Bahnhof wurden sie von Alfred Stoll, dem Leiter der Flüchtlingsstelle, und seinen Mitarbeiterinnen empfan-

Abb. 4

Puppen aus dem
dänischen
Flüchtlingslager
Oksbøl.

Für die jüngeren Kinder war es eine Reise in eine ganz neue Welt.

gen und zunächst ins Kreis-Durchgangslager bei der Lonzona²² gebracht. Dort hatte die Lagerleitung für Wärme und Verpflegung gesorgt, und Landrat Alfons Oswald überzeugte sich persönlich von der ordnungsgemässen Unterbringung. Der Aufenthalt im Lager dauerte nur kurz. Sehr schnell war es gelungen, die Flüchtlinge auf Gemeinden des Landkreises zu verteilen, und man war voller Hoffnung, dass sie sich gut einleben würden:

*Als fleissige Handwerker, als Mithilfen in der Landwirtschaft, als Arbeiterinnen in der Textilindustrie sollen sie in das alemannische Volk hineinwachsen, das ihnen mit Verständnis und offenem Herzen entgegengetreten wird.*²³

Von nun an kamen in unregelmässigen Abständen immer weitere Sonderzüge mit Dänemarkflüchtlings in Säckingen an. Bis die Transporte im Sommer 1949 abgeschlossen waren, hatte der Landkreis bereits 1500 Flüchtlinge zugewiesen bekommen. In der Stadt Säckingen lebten 7319 Personen, davon waren 343 Flüchtlinge (4,7 Prozent). 180 Menschen galten als vermisst, 23 Säckinger befanden sich noch in Kriegsgefangenschaft, fast alle in Russland.²⁴

Heimatvertriebene

Das Ende der Transporte aus Dänemark bedeutete keineswegs, dass nun keine Flüchtlinge oder Vertriebenen mehr nach Säckingen kamen. Angesichts der Lage in den anderen Zonen konnte Frankreich seine restriktive Flüchtlingspolitik nicht mehr aufrechterhalten, insbesondere nicht nach Gründung der Bundesrepublik im Jahr 1949. Während 1950 der Anteil der Flüchtlinge an der Wohnbevölkerung in Schleswig-Holstein (britische Zone) bei etwa 33 Prozent, in Niedersachsen (britische Zone) bei über 27 Prozent und in Bayern (amerikanische Zone) bei etwa 21 Prozent lag, gehörte Südbaden mit einem Anteil von 7,3 Prozent zu den Schlusslichtern.²⁵ Es ist nicht verwunderlich, dass die am stärksten betroffenen Länder auf eine gerechtere Verteilung der Lasten drängten und nun auch die französische Besatzungszone in die Pflicht nehmen wollten. Von den beschlossenen Umverteilungsaktionen waren demzufolge auch die Gemeinden im Landkreis Säckingen betroffen. Im September 1949 kam der erste Sonderzug mit Heimatvertriebenen am Säckinger Bahnhof an. Von den 52 angemeldeten Personen trafen allerdings nur 46 ein, darunter auch zwei Säuglinge. Anders als die jahrelang internierten Dänemarkflüchtlings hatten diese Heimatvertriebenen nach dem Krieg schon längere Zeit in Westdeutschland gelebt und hatten bereits die Möglichkeit gehabt, sich wieder etwas eigenen Besitz anzuschaffen. So kamen sie nicht ohne Gepäck in Säckingen an und hatten sogar fünf Hühner und einen Hund

dabei. *Im Gegensatz zu den bisher eingetroffenen Flüchtlingen* sahen die Heimatvertriebenen *gesund, gepflegt und hoffnungsfroh* aus, stellte die Badische Zeitung fest.²⁶

Im Willkommenheissen von Flüchtlingen hatte man in Säckingen mittlerweile schon eine gewisse Routine. Am Bahnhof standen Landrat Bischoff, Landtagsabgeordneter Durst (Leiter des Arbeitsamtes), Flüchtlingsbeauftragter Stoll, Vertreterinnen des Roten Kreuzes, des Caritas-Verbandes, des Evangelischen Hilfswerkes und der Arbeiterwohlfahrt bereit, um die Neuankömmlinge in Empfang zu nehmen. Wiederum führte der erste Weg in das Durchgangslager bei der Lonzona, wo reichlich Verpflegung wartete. In seiner Begrüßungsansprache wies der Landrat darauf hin, *dass trotz der Verschiedenheit von Sprache und Erleben ein gegenseitiges Anpassen möglich sei* und er versprach, *dass alles getan werde, um für Arbeit und Unterkunft zu sorgen*. Die bisher krisenfeste Textilindustrie im Landkreis könne immer noch jugendliche Arbeitskräfte aufnehmen.²⁷

Weitere Transporte kamen im Oktober und November nach Säckingen. Die Heimatvertriebenen, oft mehrere Tage mit der Bahn unterwegs, müde und hungrig, waren voll des Lobes über den freundlichen Empfang, den schön gedeckten Tisch im Lager, mit Bohnenkaffee und Käsewecken. Säckingen erschien ihnen als *Paradies, als das gelobte Land*.²⁸ Die Begrüßungen durch den Landrat blieben weiterhin herzlich, doch klangen zunehmend auch Besorgnis und Zweifel an. Mit jedem neu ankommenden Sonderzug wurde es schwieriger, die Menschen ordentlich unterzubringen, ihnen Wohnungen und Arbeit zu verschaffen. Immer länger dauerte der Aufenthalt im Durchgangslager, und immer schwieriger wurden die Verhältnisse dort.

Flüchtlinge und Vertriebene kamen nicht nur im Rahmen offizieller Transporte aus anderen Zonen nach Säckingen, sondern es gab zusätzlich auch Zuweisungen aus anderen Durchgangslagern und immer wieder auch Menschen, die sich auf eigene Faust auf den Weg in die Stadt machten. Eine grosse Gruppe stellten die Flüchtlinge aus der sowjetisch besetzten Zone dar, bis der Mauerbau 1961 die Massenflucht aus der SBZ beendete.

Lonzonalager

Das Barackenlager bei der Firma Lonzona war bereits während des Krieges für ausländische Zwangsarbeiter gebaut worden. Die Franzosen hatten es nach Kriegsende noch erweitert und als «Camp Lonzona» zur Internierung deutscher Kriegsgefangener und Nationalsozialisten benutzt. Nach Abzug der

**Ab 1946
diente das
Lonzonalager
als Durch-
gangslager
für Flüchtlinge
und Heimat-
vertriebene.**

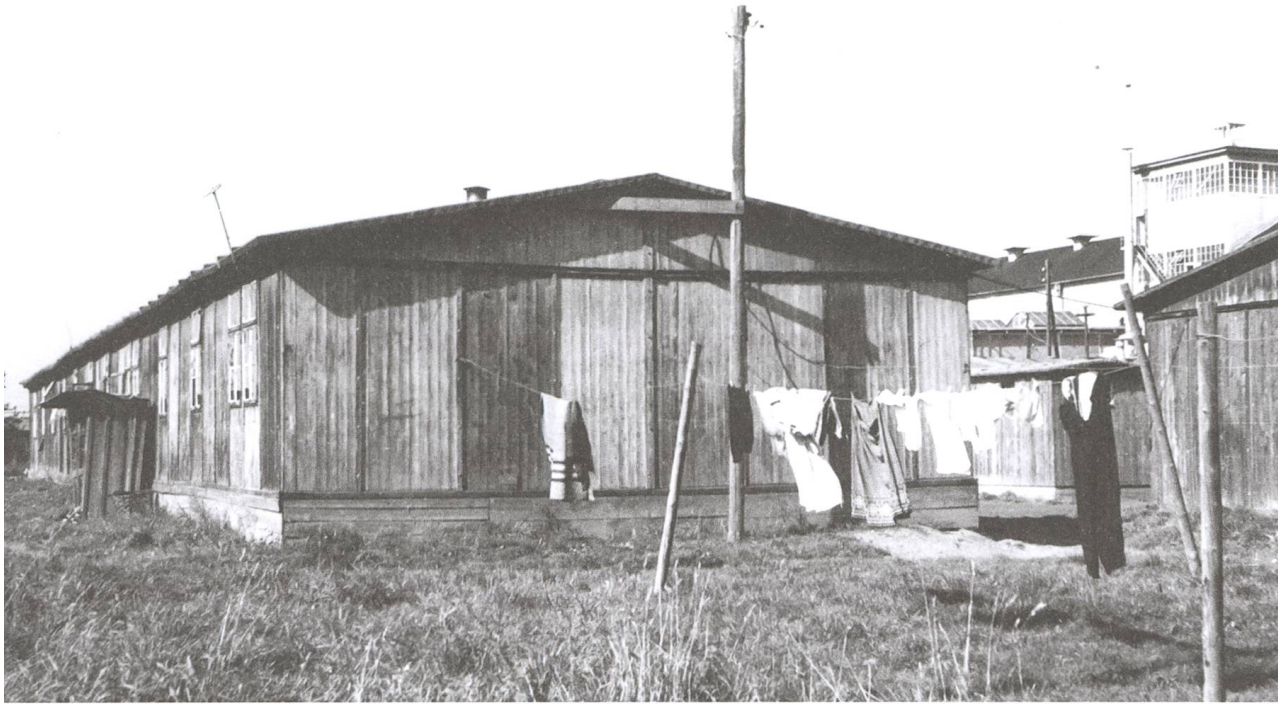


Abb. 5
Im Lonzonlager.

Besatzungstruppen 1946 diente es als Durchgangslager für Flüchtlinge und Heimatvertriebene, die im Landkreis Säckingen untergebracht werden sollten. Viele der Neankömmlinge waren zunächst nicht begeistert, wenn der erste Weg in Säckingen sie nach jahrelangem Lageraufenthalt erneut in ein Lager führte. Und der Stacheldrahtzaun um die Anlage liess ebenfalls nichts Gutes erahnen. Doch die herzliche Begrüssung, die freundliche Hilfe und die amtlichen Unterstützungsangebote konnten viele Bedenken zerstreuen.

War das Lager anfangs nur für kurze Zwischenaufenthalte von wenigen Tagen vorgesehen, mussten die Flüchtlinge und Vertriebenen angesichts der steigenden Wohnungsnot immer länger warten, bis sie anderweitig untergebracht werden konnten. So herrschte im Lager bald eine drangvolle Enge, die noch dadurch verstärkt wurde, dass viele Heimatvertriebene mit grösserem Gepäck anreisten:

Am Samstag waren sie in Marne und Heide in Schleswig-Holstein abgefahren. Sie stammen aus West- und Ostpreussen, zum Teil aus Danzig, und sind voller Hoffnung, in Süddeutschland eine endgültige Heimat zu finden. Mit ihrem Gepäck kamen Hühner, Enten, Kaninchen, zwei Schweine und ein Dackel. Da auch die wenige Tage zuvor aus Bayern gekommenen Lagerinsassen acht Waggons Hausrat mitbrachten, war der Speiseraum des Lagers vollgestopft.²⁹

Dennoch ist das Kreisumsiedlungslager Säckingen, von den Einheimischen als «Schandfleck» verpönt, für die Flüchtlinge aus der sowjetisch besetzten Zone die Endstation der Sehnsucht. Denn nach dem Nomaden- und Lagerleben bedeutet Säckingen die Verheissung auf Wohnung, Arbeit und neues Leben.

Dieses «neue Leben» sollte dann auch unter möglichst optimalen Voraussetzungen beginnen. Nach jahrelangen Entbehrungen war es einigen Flüchtlingen gar nicht so wichtig, so bald wie möglich aus dem Lager herauszukommen, sondern sie legten mehr Wert auf wirklich gute Voraussetzungen für den Neubeginn. Dies erklärt, warum sich Lagerinsassen teilweise weigerten, Wohnungen in den Hotzenwald-Orten zu beziehen, und es vorzogen, so lange im Lager zu bleiben, bis eine Unterkunft im Rheintal, möglichst in den Städten Säckingen oder Rheinfelden, zur Verfügung stand. Im Tal befanden sich die grossen Fabriken, und die Bahnlinie versprach Mobilität.³²

Im Laufe der Jahre griffen dann die umfangreichen Bauprogramme des Bundes und des Landes, welche insbesondere den Bau von Flüchtlingswohnungen finanziell unterstützten. Nachdem sich 1955 abzeichnete, dass alle Bewohner des Kreisdurchgangslagers in nächster Zeit in Wohnungen untergebracht werden könnten, waren die Tage des «Schandflecks vom Hoahrhein» gezählt. Noch im gleichen Jahr begann der Abbruch der sieben Baracken. Ankommende Flüchtlinge konnten jetzt auch im Landesdurchgangslager St. Blasien oder im neu eingerichteten Durchgangslager in Schachen untergebracht werden.

Über Monate hinweg blieb das eigentlich für etwa siebzig Personen vorgesehene Lager dauernd überfüllt. Privatsphäre gab es kaum, die sanitären und hygienischen Verhältnisse waren völlig unzulänglich, Ratten, Mäuse und ein übler Gestank breiteten sich aus. Für den Daueraufenthalt so vieler Menschen war das Lager nicht geeignet. Bei Regenwetter musste man durch Pfützen, Schlamm und Morast zur Toilette waten, Bade- oder Duschgelegenheiten gab es gar nicht. Die Dächer waren undicht, durch die Bretterwände piff der Wind. Immer häufiger wurde die menschenunwürdige Unterbringung angeprangert und eine Schliessung dieses «Schandflecks» gefordert.³⁰ Daran war aber vorläufig nicht zu denken, denn ein Ende des Flüchtlingszuzugs war nicht abzusehen. Allein im Jahr 1953 kamen etwa 900 Flüchtlinge und Heimatvertriebene in den Landkreis Säckingen, wobei das Lager nun vorwiegend von Sowjetzonenflüchtlingen belegt war.³¹ Bis zu acht Personen wohnten in einer Koje, alle zahlten pro Person und Tag zehn Pfennige. Für Heizung und Verpflegung mussten sie selber sorgen. Trotz der unzulänglichen Verhältnisse bedeutete das Lager für viele auch Hoffnung:

**Über
Monate
hinweg
blieb das
eigentlich
für etwa
siebzig
Personen
vorgesehene
Lager
dauernd
überfüllt.**

Flüchtlingsfürsorge

*Nochmals möchten wir Ihnen auch im Namen unserer Angehörigen herzlich danken für die uns übermittelten Haushaltsgesgegenstände. Jedes einzelne Stück fehlte uns sehr nötig. Es ist doch sehr schwer, aus dem Nichts heraus wieder einen neuen Hausstand zu gründen, doppelt schwer, wenn man einen vollständigen Haushalt, ein gemütliches Heim besessen hat. Der gute Wille zum Vorwärtskommen fehlt uns bestimmt nicht, und doch kommen immer wieder trübe Stunden. Wenn man dann aber fühlt, dass unserer Lage Verständnis entgegengebracht wird, so gibt das wieder Mut und Kraft und hilft, alles Schwere überwinden.*³³

Dieser Dankesbrief der Ostflüchtlinge in Oberwihl zeigt, wie schwierig die Situation für die Menschen war, die ohne alles hier ankamen. Sie hatten nicht nur mit dem Verlust ihres früheren Lebens, ihrer Heimat, vielfach auch ihrer Angehörigen zu kämpfen, sie mussten auch die schrecklichen Erlebnisse während der Flucht und Vertreibung verarbeiten und standen ausserdem vor dem wirtschaftlichen Ruin. Es fehlten Wohnung, Arbeitsplatz,

Nahrung und die einfachsten Dinge des täglichen Bedarfs. In der Nachkriegszeit, wo selbst viele Einheimische in Not waren und Mangel litten, war die Lage der fremden «Habenichtse» doppelt schwer.

Im Landkreis Säckingen war Fürsorgeamtmann Alfred Stoll für die Belange der Flüchtlinge zuständig, wobei ihn vor allem die Wohnraumbeschaffung immer wieder vor beinahe unlösbare Probleme stellte. Er sei damals wohl der *meistgehasste Mann im Landkreis* gewesen, meinte er rückblickend, da er es niemandem recht machen konnte: weder den Einheimischen noch den Flüchtlingen.³⁴ In der Stadt wurde eigens ein Flüchtlingsausschuss ins Leben gerufen, und Wohltätigkeitsorganisationen, Kirchen, Vereine, Schulen, Gewerkschaften und das Rote Kreuz beteiligten sich immer wieder an Hilfsmassnahmen und riefen zu Spenden auf.

Zwar konnten Flüchtlinge unter bestimmten Bedingungen im Rahmen der Soforthilfe³⁵ finanzielle Unterstützung bekommen, doch angesichts der begrenzten Mittel griff dieses Gesetz nur dort, wo die Not am grössten war. So blieben die Flüchtlinge und Heimatvertriebenen zunächst dringend auf die Solidarität und die Spendenbereitschaft der einheimischen Bevölkerung angewiesen. Obst und Gemüse wurden genauso gerne angenommen wie Kleidung, Schuhe und Hausrat. Und auf grosse Dankbarkeit stiessen auch die umfangreichen Spenden der Schweizer Bevölkerung jenseits des Rheins.

Abb. 6
Geschirrspende für
eine Flüchtlingsfamilie
in Säckingen.



Besonders an Weihnachten sollten die *Ärmsten der Armen* nicht vergessen werden. Kinderlose Ehepaare luden Flüchtlingskinder zu sich nach Hause zum Essen ein oder liessen ihnen kleine Spielzeuge zukommen. Die Stadt organisierte Weihnachtsfeiern für Flüchtlinge und Vertriebene, und auch im Lonzalager wurde Weihnachten gefeiert. Wieder einmal zeigte sich bei diesen Gelegenheiten die grosse Hilfsbereitschaft der Schweizer Nachbargemeinden, die die Feiern wesentlich unterstützten und für fast schon vergessene kulinarische Genüsse sorgten.

Das Schönste an der Feier am Heiligen Abend war die Freude der Kinder. Sie öffneten Pakete mit all den schönen Dingen, an die sie kaum mehr eine Erinnerung hatten. Apfelsinen, Schokolade, Bonbons, warme Unterwäsche, Spielsachen, Märchenbücher.

Es sei bedauerlich, dass nicht alle Spenderinnen und Spender an der *gerade in ihrer Schlichtheit erschütternden Weihnachtsfeier* in den Baracken des Lagers hätten teilnehmen können, hiess es in der Badischen Zeitung an Weihnachten 1948. An den tieferen Sinn des Weihnachtsfestes mahnten die Ortsgeistlichen, wenn sie allen, die ihre Heimat verloren hatten, zu bedenken gaben: *Wo wir an der Krippe stehen, ist die Erde heimatlich. Und: Man müsse vergeben können und Vergebung empfangen, denn Weihnachten fängt im Herzen an.*³⁶

So notwendig und hilfreich die Unterstützung der Flüchtlinge und Vertriebenen durch Spenden, Sammlungen, gute Taten und Worte auch war, angesichts von Millionen heimatlos gewordenen Deutschen musste von Seiten des Staates eine gerechtere Verteilung der Kriegsfolgenlasten in der Bevölkerung angestrebt werden. Adolf Grimme, Generaldirektor des Nordwestdeutschen Rundfunks, machte deutlich, dass die Flüchtlingsfrage kein Problem der einzelnen Zonen sei, sondern eine gesamtdeutsche Aufgabe. Er warnte vor einer neuen Kollektivschuld, die entstünde, wenn die Deutschen sich der Verantwortung für die Flüchtlinge nicht stellten. In der Flüchtlingsfrage müsse sich zeigen, *ob die abendländische Kultur noch von dem christlichen Gedanken geleitet werde* «*Einer trage des anderen Last*». ³⁷

Das Lastenausgleichsgesetz von 1952 versuchte dann tatsächlich einen Ausgleich zu schaffen zwischen denjenigen, die kaum von Kriegsfolgen betroffen waren, und denen, die fast alles verloren hatten. Dabei mussten sowohl die nötige soziale Unterstützung als auch die Erstattung von verlorenem Vermögen berücksichtigt werden. Zu den möglichen Leistungen gehörten Kriegsschadensrenten, verschiedene Entschädigungen und Aufbaudarlehen. Finanziert wurde der Lastenausgleich aus Steuern und Abgaben der Bundesbürger. Das Lastenausgleichsgesetz stellte somit eine beachtliche Solidarleistung der Bevölkerung dar, die nicht nur die Eingliederung von Millionen von Flüchtlingen und Heimatvertriebenen ermöglichte, sondern auch den sozialen Frieden und die Demokratie der jungen Bundesrepublik stabilisierte.

***Viele Flüchtlinge und Vertriebene
hatten den festen Willen, das Beste
aus ihrer Lage zu machen, ihr Schicksal
selbst in die Hand zu nehmen.***

Eigenhilfe

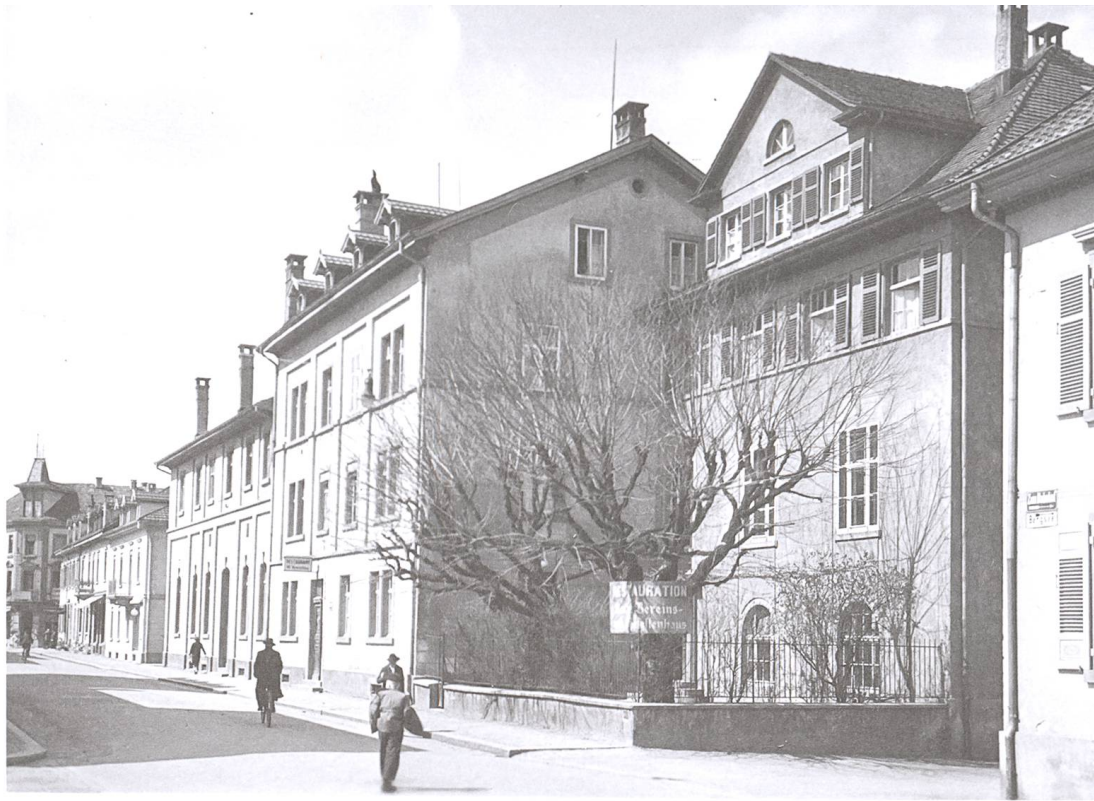
Viele Flüchtlinge und Vertriebene hatten den festen Willen, das Beste aus ihrer Lage zu machen, ihr Schicksal selbst in die Hand zu nehmen. Schon im Lonzonlager zeigte sich das, wenn die Menschen ihre jeweiligen Fähigkeiten zur Unterstützung anderer und zur Verbesserung der Situation in den Baracken einbrachten. Handwerker übernahmen Reparaturen, wer sich in der Verwaltung auskannte, füllte für andere Anträge aus oder erledigte Behördengänge. Durch Selbsthilfe und gegenseitige Unterstützung sollte es möglich sein, die eigenen Interessen wirkungsvoll zu vertreten, in der neuen Heimat Fuss zu fassen und voranzukommen.

Nachdem Zusammenschlüsse von Flüchtlingen zunächst noch verboten waren, gründete sich 1949 die «Interessengemeinschaft der heimatvertriebenen Deutschen in Südbaden». Ziel war es, durch Beratung und Unterstützung der Flüchtlinge und Vertriebenen die völlige Gleichberechtigung mit den Einheimischen zu erreichen. Und zwar nicht nur was Arbeitsplatz- und Wohnraumbeschaffung anging, sondern auch auf den Gebieten der Bildung, der Renten- und Pensionsansprüche.

Ende November 1949 trafen sich im Säckinger Vereinshaus in der Schützenstrasse mehrere Hundert Betroffene, um über die Gründung von Ortsausschüssen und Kreisvertretungen der Interessengemeinschaft zu beraten. Als Hauptaufgabe wurde die Aufrechterhaltung des Anspruchs auf Rückkehr in die alte Heimat genannt. Man wollte aber auch ein gutes Einvernehmen mit der einheimischen Bevölkerung pflegen und in die Bildung der Jugendlichen investieren, welche keinesfalls unter der materiellen Not der Eltern leiden sollte. Bereits wenige Tage später, am 11. Dezember 1949, wurde die Ortsgruppe Säckingen der heimatvertriebenen Deutschen in Südbaden gegründet.

Heimatvertriebene aus Pommern, Schlesien, Sudetenland, aus Ost- und Westpreussen fanden sich zusammen. Sie alle erfuhren das gleiche Schicksal, den Wettlauf mit dem Tode, Lagerleben hinter Stacheldraht, Hunger, Kälte, Not und Elend. Sie alle glauben und hoffen und sprechen von einem Wiedersehen in der Heimat. Sie alle verbindet das Heimweh und die Schwere des Augenblicks.

Sogleich wurden drei Ausschüsse gebildet: für Wohnung, für Soziales und für Kultur. Erster Vorsitzender des Ortsvereins wurde Dr. med. Otto Richter. Er stammte aus Putzig in Westpreussen und hatte im Flüchtlingslager Oksböl als Arzt gearbeitet. Als Vater von zwei kleinen Kindern – sein Sohn Wolfgang war erst auf der Flucht in Dänemark geboren worden – kämpfte er dort vor allem gegen die sehr hohe Kindersterblichkeit. Im November 1948 kam



Familie Richter in Säckingen an und konnte nach einiger Zeit im Lonzonalager in das Haus Bahnhofplatz 1 umziehen, wo Dr. Richter eine Arztpraxis eröffnete.³⁸

In monatlichen Versammlungen und in den von den Ausschüssen angebotenen Sprechstunden befasste man sich mit wirtschaftlichen Fragen, mit den neuen Bau- und Siedlungsprogrammen und mit den Möglichkeiten der Kreditbeschaffung. Aber auch Abwechslung und Ablenkung von den Alltagsorgen standen auf dem Programm. Geselliges Beisammensein, bunte Abende, Musik, Gesang und Tanz dienten der Unterhaltung und der Erinnerung an die alte Heimat. Gerne wurde bei diesen Gelegenheiten der vor allem für Schlesien typische Streuselkuchen gereicht. Bei allem Bemühen, die heimische Kultur und

Tradition weiterzupflegen, öffnete man sich aber auch dem neuen Wohnort gegenüber, um Land und Leute besser kennenzulernen. An den Veranstaltungen der Flüchtlinge und Heimatvertriebenen nahmen durchaus auch Einheimische teil oder leisteten sogar einen Beitrag zum gegenseitigen besseren Verständnis. Der «Elferrat» beispielsweise stellte die Säckinger Masken vor und gab den Neubürgern einen Einblick in das traditionelle Fasnachtstreiben. Und Dr. Leopold Döbele aus Murg berichtete in einem Lichtbildervortrag über den Charakter der hiesigen Landschaft und der hier lebenden Menschen. Trachten des Hotzenwaldes und der Waldstädte, das Heidewibli, Wegkreuze, Kapellen und strohgedeckte alte Höfe fanden ebenso Erwähnung wie Wuhren, Einungen, Tschäppel, Kauscht, Salpeterer und Heimarbeit. Döbele wünschte den Neubürgern, sie mögen hier heimisch werden, ohne den Wunsch nach Rückkehr in die angestammte Heimat aufzugeben.³⁹

Als sich 1950 der «Block der Heimatvertriebenen und Entrechteten» als Partei gründete, verhielt sich die Interessengemeinschaft der Heimatvertriebenen neutral. Es wurde jedem Mitglied freigestellt, sich im BHE parteipolitisch zu engagieren oder auch in anderen politischen Parteien aktiv zu werden. Erstrebt wurde jedenfalls die volle Eingliederung in das Wirtschafts- und Kulturleben der neuen Heimat. Man wolle am Wiederaufbau Deutschlands mitwirken und habe auch schon wesentliche Mitarbeit geleistet. Almosen lehne man ab.⁴⁰

Abb. 7

Im katholischen Vereinshaus in der Schützenstrasse fanden zahlreiche Veranstaltungen für Flüchtlinge und Vertriebene statt.

Man wollte in die Bildung der Jugendlichen investieren, welche keinesfalls unter der materiellen Not der Eltern leiden sollte.

Bauboom

Zu den schwierigsten Aufgaben gehörte die Unterbringung der Flüchtlinge und Vertriebenen, und gerade dieser Punkt sorgte für erhebliche Konflikte. Niemand war begeistert, wenn eine ganze Flüchtlingsfamilie in ein leerstehendes Zimmer oder ins Dachgeschoss einquartiert wurde, und doch musste jeder verfügbare Raum genutzt werden. Eine Wohnungskommission versuchte, unterbelegte Wohnungen, leerstehende Zimmer und ausbaufähige Dachgeschosse ausfindig zu machen. Man appellierte an die Solidarität der Eigentümer: Angesichts der Not der Flüchtlinge sei es geradezu die Pflicht jedes Einzelnen, Einschränkungen auf sich zu nehmen. *Raum ist in der kleinsten Hütte – für noch zwei Familien*, lautete daher das «Sprichwort des Tages» im Südkurier 1947.⁴¹

Das sahen viele Wohnungsbesitzer allerdings ganz anders. Sie gingen mit Anwälten gegen Einweisungen vor, verbarrikierten die Türen oder schraubten vor dem Einzug der Flüchtlinge alle Glühbirnen aus den Lampen. Ein wohlhabender Bauer drohte gar, sich eher aufzuhängen als Flüchtlinge in sein Haus aufzunehmen und zeigte den bereits vorbereiteten Strick.⁴² Die Wohnungsnot führte teilweise zu unzumutbaren Wohnverhältnissen, die auch noch bis weit in die 1950er Jahre hinein keine Seltenheit waren. 1956 lebte eine Mutter mit zwei erwachsenen Kindern in einem Zimmer von sechs Quadratmetern, zu welchem noch eine Küche in der gleichen Grösse gehörte. Familien mit vier Kindern wohnten in einer Zweizimmerwohnung, junge Ehepaare konnten nicht zusammenziehen, da sie keinen Wohnraum fanden, und es gab Wohnungen ohne Abfluss in der Küche und ohne Toilette.⁴³

Sehr schnell war klar, dass es ohne eine umfangreiche Neubautätigkeit nicht gelingen würde, die Situation zu entschärfen. Bauförderprogramme von Bund und Ländern unterstützten Bauherren mit günstigen Krediten, die Stadt stellte für wenig Geld Bauland zur Verfügung. Viele Bauwillige schlossen sich zu Genossenschaften zusammen, um gemeinsam und mit viel Eigenleistung Bauprojekte durchzuführen. Im Mai 1949 konnte die neu gegründete «Gemeinnützige Baugenossenschaft Säckingen» das Richtfest ihres ersten Doppelhauses an der Oberen Flüh feiern.⁴⁴

Auf reges Interesse stiess eine weitere gemeinnützige Baugenossenschaft, deren Name Programm war: die «Neue Heimat». Aus dem katholischen Siedlungswerk hervorgegangen, trat sie im Sommer 1949 erstmals auch im Landkreis Säckingen in Erscheinung. Durch staatliche Unterstützung, genormte Bauweise und tatkräftige Mitarbeit der Siedler sollte es möglich sein, mit einem Eigenkapital von lediglich etwa 1000 Mark zu einem Eigenheim zu kommen. Bereits im Januar 1950 gründete sich eine Ortsgruppe der «Neuen Heimat» in Säckingen, mit 43 Mitgliedern, unter Vorsitz des katholischen Pfarrers Dr. Gustav Banholzer. Drei Monate später lagen die Genehmigungen für 16 Doppel- und drei Einzelhäuser mit zusammen 70 Wohnungen vor. Der erste Spatenstich am 5. Mai 1950 glich beinahe einem kleinen Volksfest. *Der Anfang war schwer und beanspruchte unsäglich viel Nervenkraft, meinte Pfarrer Banholzer im Rückblick.*⁴⁵

Als erster Siedler zog der Schmied Anton Zimmermann mit seiner Familie in das neue Haus an der Zähringer Strasse ein. Eine Stube und eine Kleinküche in dem Haus wurden an eine heimatvertriebene, schwer körperverletzte Frau vermietet, deren Ehemann in Russland verschollen war. Ihr Sohn war auf der Flucht verloren gegangen, ihre Tochter unterwegs gestorben. Man freute sich, dass eine kinderreiche Familie und eine *überreich geprüfte und verlassene Frau und Mutter* nun in den Genuss dieses Hauses kamen und wünschte ihnen Gottes Segen.⁴⁶

Die Einwohnerzahl der Stadt Säckingen stieg von 6528 im Jahr 1945 auf 11 345 im Jahr 1960 und nahm somit um 73 Prozent zu. Alle diese Menschen brauchten Wohnraum. Dank staatlicher Hilfen, günstiger Darlehen, der Unterstützung der Stadt und der Baugenossenschaften erlebte Säckingen einen regelrechten Bauboom, der das Gesicht der Stadt veränderte. Einige Strassennamen wie Königsberger Strasse, Schlesier Strasse und Mermelweg erinnern noch an die Heimat vieler Menschen, die damals nach Säckingen gekommen sind.

Integration

*In der Schule wurde immer zuerst gefragt «Wer ist Flüchtling? Wer ist evangelisch?» Ganz schlimm war es, wenn man beides war. Einige Lehrer verlangten von den Flüchtlingskindern besonders viel und behandelten sie ungerecht und strenger als die einheimischen Schülerinnen und Schüler. Aber im Sport konnte ich zeigen, was in mir steckte. Es war ein grosser Triumph als ausgerechnet ich – ein Flüchtlingskind – bei den Bundesjugendspielen Schulbester wurde und der Direktor mir notgedrungen die Ehrenurkunde überreichen musste.*⁴⁷

Immer wieder erzählen Zeitzeugen solche oder ähnliche Geschichten, und nicht nur die Kinder, sondern auch viele Erwachsene hatten das Gefühl, als Flüchtling besonders viel leisten zu müssen, um akzeptiert zu werden. Auf die Frage, was ihnen in der neuen Heimat am meisten Probleme machte, antworten viele: *die Sprache und die Religion*. Und dies, obwohl es sich in aller Regel ja um Deutsche und Christen handelte! Im überwiegend katholischen Säckingen konnte die Kirche allerdings auch integrierend wirken, denn manche

Abb. 8

Umzug in die Neubauwohnung in den 1950er Jahren.

Die Einwohnerzahl der Stadt Säckingen stieg von 6528 im Jahr 1945 auf 11 345 im Jahr 1960.



Flüchtlingsfamilie hatte sich ausdrücklich gewünscht, in ein katholisches Umfeld zu kommen und engagierte sich dann auch in der Kirchengemeinde. Menschen, die ihre Heimat verloren haben, stünden immer in der Gefahr, sich dem Radikalismus zuzuwenden, meinte der katholische Stadtpfarrer Dr. Herrmann, und davor müsse man sie bewahren. Er könne zwar verstehen, dass viele Einheimische den Fremden gegenüber zurückhaltend seien, doch trete in einigen Fällen eine geradezu unchristliche Härte zutage. Als Grund dafür machte Dr. Herrmann auch einen gewissen *antipreussischen Affekt* unter den Süddeutschen aus. Es sei aber die erste Aufgabe des Seelsorgers, Vorurteile aus dem Weg zu räumen und die Flüchtlinge in die Pfarrgemeinde einzugliedern – ohne ihnen ihre Eigenart und ihr Eigenleben zu nehmen.⁴⁸

Nicht nur in den Kirchengemeinden, sondern auch in den Säckinger Vereinen bot sich Gelegenheit zum gegenseitigen Austausch und zum besseren Kennenlernen. Hier widmeten sich Alteingesessene und Neubürger den gleichen Hobbies und Interessen, entdeckten Gemeinsamkeiten und unternahmen etwas zusammen. Und wer – beispielsweise im Turnverein – gute Leistungen erbrachte, erhielt Anerkennung, egal, ob er aus Säckingen war oder irgendwo aus Ostpreussen.

Grundlegend für die Integration war die Verfügbarkeit von Arbeitsplätzen und Wohnraum. Gesetzliche Regelungen, Lastenausgleich und Wohnungsbauprogramme schufen die Rahmenbedingungen hierfür. In Verbindung mit dem starken wirtschaftlichen Aufschwung sowie der Eigeninitiative und der Eingliederungsbereitschaft der Flüchtlinge und Vertriebenen waren die Voraussetzungen für eine erfolgreiche Integration gegeben. Auch in Säckingen gelang es vielen «Heimatlosen», sich eine neue Existenz aufzubauen. Arbeitsplätze, etwa in der Textilindustrie, ermöglichten bald einen gewissen Wohlstand, vielleicht ein Eigenheim, das eigene Auto und erste Urlaubsfahrten. Die Flüchtlinge und Vertriebenen waren aber nicht nur Nutzniesser des sogenannten «Wirtschaftswunders», sondern leisteten als dringend benötigte Arbeitskräfte auch ihren Beitrag dazu. Auch wenn der Anspruch auf Rückkehr in die alte Heimat nicht aufgegeben wurde, so versuchte man im Allgemeinen doch, das Beste aus der Situation zu machen, nicht zuletzt auch für die Kinder, denen man Chancengleichheit und eine bessere Zukunft ermöglichen wollte.

Heimet

oder «Bal nümme woher»

oder «I bin emol»

Die Integration der Flüchtlinge und Heimatvertriebenen in die westdeutsche Gesellschaft nach dem Zweiten Weltkrieg wird trotz der überaus schwierigen Ausgangssituation allgemein als gelungen und erfolgreich beurteilt. Und sicherlich konnte gerade in materieller Hinsicht ein Ausgleich geschaffen werden, auch wenn eine wirkliche Entschädigung für die erlittenen Verluste und Erfahrungen nicht möglich sein konnte. Ob die Integration jedes Einzelnen gelungen ist, hängt hingegen stark von persönlichen Erfahrungen und eigenem Empfinden ab, wie Gespräche mit Zeitzeugen auch heute noch verdeutlichen.

Im Gegensatz zu den Eltern und Grosseltern hatten die Kinder kaum Erinnerungen an die frühere Heimat, sie wuchsen hier auf und kannten die ursprünglichen Wurzeln nur noch aus Erzählungen der Älteren. Dass gerade die Jüngeren in der Lage waren, hier eine neue Heimat zu finden, zeigt das folgende Gedicht von Evelin Böhm, deren Familie aus Schlesien stammte und durch die Flucht nach Säckingen kam:

***I bin emol, me sait's eso
vor 60 Jahr do ane ko.
I bin als Kind vom hohe Norde
in ä Schdädtli am Hochrhii umzoge worde.
I bin nit g'froggt worde, ob i des will –
un wenn i g'froggt ha, hät's k'haisse «bisch schtill».
D'Flüchtling ware mer in der Schuel,
un au dört hät's k'haisse «halt doch s'Muul,
du schwätzisch so komisch un so schnell» –
miini erschte Wörter ware «Guzzi» un «gell?».
Mit de Zit isch's gange, de Dialekt war nit schwer.
Niemets hät me g'froggt «wo kunsch du denn her?»
Am läbschte aber bin i uff'm Hotzewald!
Do bin i Mensch, do findi Halt.
Die gueti Luft, de Wald, des Feld,
do bin i deheim uff dere Welt.
Un bin i ä Zitli nit dobe gsi,
verschbür i ne Sehnsucht in mim Herz,
es muess so öbbis wie Heimweh si,
es isch ä Ziehe un ä Schmerz.
Un wenn i g'sait ha «bal nümme woher»,
so meini, ich k'hör do ane, mit Hutt un Hoor.***

Evelin Böhm-Haenchen, 2011

Abbildungsnachweise

Abb. 1–4, 6 u. 7

Stadtarchiv Bad Säckingen
Mit Dank an Dr. Wolfgang Richter und Katrin Markus, geb. Richter, die Gegenstände aus ihrem persönlichen Besitz zur Verfügung stellten.

Abb. 5 u. 8

Fotograf: Hugo Braun
Mit Dank an Karl Braun, Bad Säckingen, der die Fotos zur Verfügung stellte.

Anmerkungen

¹Peter Ch. Müller: Stadt unterm Hakenkreuz. Säckingen 1933–1945. In: Vom Jura zum Schwarzwald. Hrsg. von der Fricktalisch-Badischen Vereinigung für Heimatkunde, Laufenburg 2015, S. 7–30.

²Gemeinderatsprotokoll 1. Mai 1945.

³Rolf Fäs: Säckingen unter französischer Besatzung nach dem Zweiten Weltkrieg. Lizentiatsarbeit Universität Zürich 1988, S. 25 f.

⁴Ebda, S. 40 ff.

⁵Südkurier 25.03.1947.

⁶Stadtarchiv Bad Säckingen IX, 48.

⁷Badische Zeitung 30.04.1948.

⁸Rolf Fäs: S. 51 f.

⁹Stadtarchiv Bad Säckingen IX, 64.

¹⁰Stadtarchiv Bad Säckingen IX, 48.

¹¹Mitteilungsblätter 1945, Nr. 8, 9 und 11.

¹²Rolf Fäs: S. 20. Die Besatzungstruppen zogen im März 1946 ab.

¹³Rolf Fäs: S. 54 f.

¹⁴Wie Anm. 1.

¹⁵Rolf Fäs: S. 88.

¹⁶Stadtarchiv Bad Säckingen IX, 64.

¹⁷Stadtarchiv Bad Säckingen IX, 68.

¹⁸Karl-Friedrich Müller: Das Jahr 1945 in Südbaden (= Menschen und Strukturen. Historisch-sozialwissenschaftliche Studien. Hrsg. von Heiko Haumann. Bd. 3. Frankfurt a. M. 1987), S. 227 f. Für die sowjetische Zone waren ca. 40%, für die britische etwa 34% und für die amerikanische knapp 23% vorgesehen.

¹⁹Stadtarchiv Bad Säckingen IX, 68.

²⁰Ebda.

²¹Zeitzeuge Dr. Wolfgang Richter. Geboren im April 1945 in Kragelund/Aarhus.

²²Seit Mitte der 1930er Jahre stellte die Lonzona an der Basler Strasse Acetatprodukte her. Nach der Liquidation der Firma 1975 übernahm die Brennet AG das Werksgelände.

²³Badische Zeitung 07.02.1947.

²⁴Badische Zeitung 09.08.1949 und Stadtarchiv Bad Säckingen IX, 68. Zu beachten ist, dass die genannten Zahlen nicht immer eindeutig sind. So nennt das Bürgermeisteramt Säckingen am 29. November 1949 zwar die Zahl von 398 Flüchtlingen, gibt aber an, dies seien lediglich die ordnungsgemäss Zugewiesenen. «Schwarz zugezogen» seien weitere 113 Personen, so dass in Säckingen zu diesem Zeitpunkt tatsächlich 511 Flüchtlinge und Heimatvertriebene lebten.

²⁵https://www.lpb-bw.de/fileadmin/lpb_hauptportal/pdf/faltblaetter/fb_heimatvertrieben.pdf.

²⁶Badische Zeitung 13.09.1949.

²⁷Ebda.

²⁸Badische Zeitung 08.11.1949.

²⁹Badische Zeitung 05.10.1950.

³⁰Badische Zeitung 13.09.1954. Gemeinderatsprotokoll Säckingen 04.01.1954.

³¹Südkurier 02.01.1954.

Badische Zeitung 06.01.1954.

³²Badische Zeitung 13.09.1954. Badische Zeitung 11.01.1954.

³³Südkurier 29.08.1947.

³⁴Aus der Rede Alfred Stolls anlässlich seiner Zurrücksetzung 1963.

³⁵Badisches Gesetz- und Verordnungsblatt 29.09.1949.

³⁶Badische Zeitung 28.12.1950. Südkurier 26./27.12.1952.

³⁷Badische Zeitung 09./10.07.1949. Vgl. hierzu auch die aktuelle Diskussion um eine gesamteuropäische Lösung des Flüchtlingsproblems.

³⁸Stadtarchiv Bad Säckingen IX, 68. Badische Zeitung 29.11.1949, 06.12.1949, 13.12.1949.

³⁹Badische Zeitung 09.11.1950.

⁴⁰Südkurier 27.06.1951.

⁴¹Badische Zeitung 11.02.1947. Südkurier 25.03.1947.

⁴²Badische Zeitung 17.07.1951.

⁴³Stadtarchiv Bad Säckingen IX, 68.

⁴⁴Badische Zeitung 24.05.1949.

⁴⁵10 Jahre Neue Heimat für den Landkreis Säckingen, Freiburg i.Br. 1959. Badische Zeitung 31.01.1950.

⁴⁶Badische Zeitung 04./05.11.1950.

⁴⁷Dr. Wolfgang Richter, damals Flüchtlingskind und Schüler am Scheffelygymnasium in Säckingen.

⁴⁸Südwestdeutsche Volkszeitung 09.05.1949: Von 1430 Flüchtlingen im Landkreis waren 880 evangelisch und 550 katholisch. Stadtarchiv Bad Säckingen IX, 68.

